

An der Schnittstelle des Lebens

Fritz Roth**An der Schnittstelle des Lebens****Trauernde zwischen Bestatter und Kirche**

Fritz Roth ist ursprünglich Betriebswirt und Unternehmensberater, jetzt aber Bestatter und Begründer einer privaten Trauerakademie in Bergisch Gladbach.

Trauer ist das gleiche Gefühl, das wir sonst im Leben Liebe nennen. Ich kann nur um jemanden trauern, wenn ich eine Beziehung zu ihm hatte. Und wenn ich um einen Menschen trauere – und ich verstehe hierbei Trauer und Liebe mit all ihren Schattierungen und Ausprägungen –, dann muss ich das auch selbst ausdrücken können und sollte es nicht an Dritte delegieren. Wenn der Tod in eine Beziehung tritt, spüren wir die Quintessenz des Hohelieds der Liebe: „... aber die Liebe höret nimmer auf.“ Die Liebe hört auch nicht auf, wir nennen sie jetzt nur anders: Trauer.

Ich versuche, Menschen Mut zu machen, sich ihre Toten und die damit verbundenen Gefühle von niemandem stehen zu lassen. Ich ermuntere sie, die mit dem Verlust entstehenden Bedürfnisse nach Ausdruck anzunehmen. Wenn ich liebe, trage ich eine „rosa-rote“ Brille, die mir auf einmal neue „Blickwinkel“ eröffnet. In der Trauer trage ich eine „schwarz-rote“ Brille, die mir neue Einblicke auf die wirklich wichtigen Dinge des Lebens vermittelt. So kann ich in meiner Trauer entdecken, was wirklich wertvoll oder besser „voller Werte“ ist.

In der Trauer spüre ich, wie wertvoll Gemeinschaft und auch Gemeinde ist. Trauer braucht, wenn wir ehrlich sind, im Regelfall keine Seminare, Therapien oder eine „Private Trauerakademie Fritz Roth“. Trauer braucht – wie auch die guten Stunden des Lebens – Gemeinschaft. Trauer braucht Mit-Menschen.

Trauernde brauchen Zeit, um ihre Toten von der Verstandesebene auf die Herzesebene zu überführen. Und Trauernde brauchen einen Raum, wo sie seine Gefühle leben können, denn Trauer braucht eine Heimat.

Es ist für mich ein großes Anliegen, die Toten wieder in Bereiche des alltäglichen Lebens, also nach Hause und in die Kirche zu holen. Ich halte es für eine verpasste Chance, dass wir unsere Toten aus der Kirche verbannen. Während wir die Messe feiern, liegt der Verstorbene vielleicht drei Straßen weiter in der Friedhofskapelle. Es fällt schwer, in einer solchen Feier Trost, Hoffnung und Perspektive zu vermitteln, wenn der Mensch, den wir betrauern, nicht Teil der Gemeinschaft ist. Stellen Sie sich zum Vergleich einen Taufgottesdienst vor, bei dem der Täufling nicht über das Taufbecken gehalten würde. Das wäre undenkbar. Aber genauso verfährt die Kirche mit ihren verstorbenen Gemeindegliedern. Leider. Die Kirche könnte statt dessen durch das „nach Hause holen“ des Verstorbenen die himmlische Heimat der Seele erfahrbar machen. Sie wäre wieder Heimat für die guten und die schweren Stunden des Lebens. Dann könnte nach einer

Trauerfeier das Vergängliche aus der Kirche weggetragen werden, weil in der vorangegangenen Messe die Gemeinde spüren konnte, dass das Beseelte, das, was einen Menschen zur Persönlichkeit werden ließ, an dem Ort aufgehoben ist, an den wir alle glauben und nach dem wir uns sehnen.

Wir dürfen den Tod nicht nur in den erschreckenden Bildern der täglichen virtuellen Welten wahrnehmen, sondern wir müssen uns des Todes auch in der Realität bewusst sein.



Kerzen im Kölner Dom. Foto F. Muchlinsky

In diesem Zusammenhang ist es mir ein großes Anliegen, den „Seelsorger“ oder die „Seelsorgerin“ wieder in seiner ganzen Ursprünglichkeit zu entdecken. Das Wort „Seelsorger“ ist für mich die schönste Berufsbezeichnung, die wir in unserer Sprache haben: jemand, der sich um die Seele sorgt. Ich kann mich aber nur um etwas sorgen, wenn ich auch da bin. Dieses Dasein ist für mich der zentrale Punkt. Man darf nicht auf Distanz gehen, sich nicht abschotten über Anrufbeantworter oder über Regularien und Beschlüsse des Pfarrgemeinderates wie: Freitagmittag oder am Wochenende kann nicht beerdigt werden, Montag hat die Pfarrerin ihren freien Tag.

Jeder Tod ist in meiner Gedankenwelt für den, der damit leben muss, wie eine Amputation. Es wird ihm etwas abgeschnitten, was wie selbstverständlich Bestandteil seines Beziehungsgeflechtes war: der alte Vater, das Kind, die Partnerin...

Wenn einem Menschen ein Bein amputiert wird, dann kommt er im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Tritt, verliert das Gleichgewicht und liegt auf dem Boden. Was dieser Mensch dann nicht braucht, das sind all die „Ratschläge“ derer, die meinen, ihn trösten zu müssen. Oft sind solche Ratschläge mehr Schläge als Rat. Was ein solcher Mensch aber braucht – und das ist auch meine Bitte

an Seelsorgerinnen, Bestatter und an alle, die an dieser Schnittstelle des Lebens arbeiten – ist eine „Krücke“. Eine Krücke im positiven Sinn, die einfach da ist, an der sich die Trauernde hochziehen kann, mit der sie ihre Situation stabilisieren kann, die sie aushält, mit all ihren Aggressionen und Verzweiflung. Eine Krücke, die Mut macht, den eigenen Weg zu finden und das Leben wieder zu lernen. Eine Krücke gibt nicht den Weg vor. Sie gibt dem Amputierten die Chance, Lebenskrisen in Perspektiven zu wandeln, zu entdecken, was er vielleicht bisher falsch gemacht hat, zu sehen, wofür er blind geworden war. Dann werden aus derartigen „Krücken“ wahre „Gehhilfen“, die so lange mitgehen, wie ihre Begleitung benötigt wird.

Trauern ist ein langer, manchmal lebenslanger Prozess. Ein solcher Prozess endet nicht nach sechs Wochen. Und an der Seele bleibt – wie bei jeder Amputation – immer ei-



Steinmetz in Hamburg. Foto F. Muchlinsky

ne Narbe zurück. Diese Narbe tut auch nach langer Zeit weh, mal weniger, mal stärker. Und es ist wichtig, dass über diese Narben geredet wird und sie nicht totgeschwiegen werden.

Trauern bedeutet Gefühle zeigen. Wenn ich in einer solchen Situation des Verlustes nicht Gefühle zeigen, ja, weinen kann und darf, in welcher Situation sollte ich es denn sonst tun können? Gleichzeitig bedeutet trauern aber auch, danke zu sagen. Wenn dieser Mensch nicht gelebt hätte, wäre die Welt anders – unabhängig davon, ob er nur einen Wimpernschlag im Mutterleib gelebt hat oder ob er hundert Jahre alt geworden ist. Wenn in einer solchen Stunde dann das, was diesen Menschen beseelt hat und was von ihm ausgegangen ist, als Erinnerung in den Herzen der Anwesenden verankert wird, dann besteht die Chance, aus einer Trauerfeier eine Geburtstagsfeier werden zu lassen. In einem solchen Moment kann eine neue Lebendigkeit geboren werden.

Beerdigungen sollten wieder „begreifbar“ werden, d.h. sich nicht nur auf der mentalen Ebene abspielen. Sie sollten mit den Sinnen erlebt werden. Die Kirche bietet viele wunderbare Rituale an, die während einer Zeremonie am Grab stattfinden können. Es fällt mir schwer nachzuvollziehen, dass einige Theologen diese Rituale auch nach vie-

len Jahren im Amt immer noch aus einem Buch ablesen müssen, was sie leider oft sehr teilnahmslos tun.

Wenn ich zum Beispiel Erde in die Hand nehme, sollte ich schon wissen, was beerdigen bedeutet: Wenn ich im Frühjahr nichts in die Erde legen würde, hätte ich im Herbst keine Lebensmittel, Mittel, die zum Überleben in der kargen Zeit des Winters benötigt werden. Jeder Tote hat all den Trauernden mit seinen Gedanken, Worten und seiner Art etwas in ihre Seelengärten gelegt und gepflanzt. Jetzt ist es Aufgabe eines jeden Menschen, sich dieses Samens aus all den vielen persönlichen Begegnungen bewusst zu werden, ihn in seinem „Seelengarten“ wachsen zu lassen, damit er Früchte trägt. Das sind die „Lebensmittel der Seele“, die helfen, diese erste Zeit nach dem Tode zu überstehen. Und gerade in dieser Zeit braucht die Seele Nahrung.

Mittlerweile sind von zehn Verstorbenen, für die ich die Trauerfeiern halte, sieben bis acht Kirchenmitglieder. Die Angehörigen sagen: „Herr Roth, bitte begleiten Sie uns in dieser Zeit und helfen Sie uns, selber zu gestalten und zu ‚begreifen‘.“ Ich trete ganz bewusst nicht als Theologe auf, aber ich versuche in diesen Augenblicken Rituale zu finden, die auch nachvollzogen werden können. Ich schaue zum Beispiel im Rahmen einer Trauerfeier zurück und frage: Was ist von diesem Menschen ausgegangen? Was hat er bewegt? Wo hat er Spuren und Gedanken in dieser Welt zurückgelassen? Wodurch kann ich glauben, dass Tod niemals Tod ist? Solche Betrachtungen treffen für den Ärmsten der Armen wie für den Generaldirektor zu, für den Erwachsenen oder Greis wie auch für das Kind, das im Mutterleib verstorben ist.

Eines ist von entscheidender Bedeutung: Die Kirche sollte erreichbar sein, wenn sie gebraucht wird. Mit den heutzutage vorhandenen technischen Möglichkeiten sollte dies machbar sein. Ich sitze auch nicht permanent hinter dem Telefon und warte auf Anrufe. Aber ich habe dafür gesorgt, dass wir rund um die Uhr, an jedem Tag des Jahres persönlich ansprechbar sind. Beim Trauergespräch kann man sich zum Beispiel mit den Angehörigen an den Sarg setzen und der Frage nachgehen: was ging von diesem Leben aus, das noch spürbar ist? Dann weiß man schließlich auch, dass es das Vergängliche ist, was man beerdigt und weggibt. Dabei wird aus dem Glauben fast eine Gewissheit. Ich erkenne, dass das, was dieser Mensch bewegt hat, mich auch weiterhin auf meinem Lebensweg begleiten wird.

Die Trauerpastoral ist der Schlüssel für eine lebendige Gemeindegemeinschaft. Natürlich kann eine Pfarrerin nicht mit jedem einzelnen Trauermitglied und allen Trauerfamilien weitere Gespräche führen. Aber sie kann – trotz all der Arbeit – einmal im Monat allen zwei Stunden zur Verfügung stehen, die traurig sind. Oder sie bietet Termine an, während der die Trauernden auch untereinander in Kontakt kommen können. Ich veranstalte zum Beispiel einmal im Sommer ein kleines Konzert für alle, die traurig sind. Das könnte eine Gemeinde mit ihrem Kirchenchor auch machen. Es geht darum zu zeigen: In dieser Gemeinde steht

Trauerrednerei – Erkundungen in offenem Neuland

Dirk Purz und Markus Pape

Das Kreuz in bunten Farben

Gottesdienste zu einem vertrauten Symbol

128 Seiten
Paperback mit Kopiervorlagen
€ 13,90 [D]
ISBN: 3-7858-0502-2



Luther-Verlag

Postfach 14 03 80 Camdeinststraße 1 Telefon (05 21) 94 40 137 E-Mail: vertrieb@luther-verlag.de
33623 Bielefeld 33647 Bielefeld Telefax (05 21) 94 40 136 www.luther-verlag.de

Bei Dirk Purz und Markus Pape wird im Gottesdienst nicht über das Kreuz gesprochen: Die Besucher und sie selbst sprechen durch dieses hindurch, kriechen in das Kreuz, halten sich darin auf. Mal steht es vor der Kirchentür, mal liegt es im Taufbecken, mal ist es durchsichtig, mal bunt. Und kann sogar selbst erzählen.

Simon von Kyrene kreuzt den Kreuzweg Jesu, nimmt (s)ein Kreuz auf sich, verschwindet wieder im Alltag, unverändert?: Das ist die kurze, aber tiefgründige Ausgangsgeschichte für die beiden Gemeindepfarrer. Das möchten sie der Gemeinde heute erfahrbar machen und damit das christliche Symbol wieder stärker im Alltagsglauben der Menschen verankern. Ob Andacht oder Konfi-Stunde, ob Hochzeit oder Passionsandacht, für zahlreiche Gelegenheiten bietet dieses Praxisbuch neuartige Ideen und Tipps im Umgang mit dem Kreuz.

man in guten Stunden und vor allem in schweren Stunden zusammen. Trauer braucht Gemeinschaft.

Vielleicht wird es in 10 oder 15 Jahren normal sein, dass Tote auf ihrem letzten Weg in die Kirche zurückkehren und auch in Großstädten wieder Leichenzüge durch die Straßen ziehen.

Ich hoffe auch, dass unsere Toten in Zukunft wieder durch „vertraute“ Hände beerdigt werden, Hände von Familienangehörigen, Freunden und Nachbarn und nicht durch Fremde oder seelenlose Versenkungsapparate. Ich träume davon, dass auch die Beerdigungen „in aller Stille“ der Vergangenheit angehören und das nachfolgende Zusammensitzen und gemeinsame Essen wieder Normalität wird.

Ich träume davon, dass Trauernde wieder in die Gemeinde integriert werden und dass Sterben, Tod und Trauer nicht mehr totgeschwiegen werden.